

HEYNE <

DAS BUCH

Fernab unserer Welt ringt das *Land* noch immer gegen Lord Foul, den Verächter. Einst wurde Foul von Thomas Covenant und der Ärztin Linden Avery bezwungen, und in jenem Kampf hatte die junge Frau den Zweifler Covenant kennen- und lieben gelernt. Aber Linden kehrte allein in ihre Welt zurück, und heute erinnert nur noch Covenants Ehering aus Weißgold, den sie um den Hals trägt, an diese vergangene Zeit. Ihre Liebe schenkt sie nun ganz ihrem Sohn Jeremiah, dessen besondere Art der Verständigung nur wenige zu deuten vermögen, dessen Schicksal jedoch enger mit dem Covenants verknüpft ist, als sie ahnt.

Linden arbeitet in einer Nervenheilanstalt. Eine ihrer Patienten ist Joan, Covenants Exfrau, die diesen seiner Lepra wegen verließ, wobei sie beider Sohn Roger mit sich nahm, ein Schritt, den sie nie verwunden hat. Noch immer ist Joan tief verwirrt, und außer Linden scheint sich niemand um sie zu kümmern. Dann aber taucht der inzwischen erwachsene Roger auf und fordert vehement die Entlassung seiner Mutter. Zunächst ist Linden nur vage skeptisch, doch dann kommt ihr ein schrecklicher Verdacht. Zu spät erkennt sie, was Roger wirklich plant, und der Preis, den sie für ihren Fehler bezahlt, ist unvorstellbar hoch.

Linden bleibt aber noch eine Gnadenfrist: Zurück im *Land* kann sie ein letztes Mal versuchen, die Fäden der Vergangenheit zu entwirren und ein neues Netz des Gesunden zu knüpfen. Wenn es trägt, könnte das die Zukunft des *Landes* und die ihrer Lieben bedeuten – und wenn es reißt, ihren Untergang.

DER AUTOR

Stephen Donaldson hat mit den *Chroniken von Thomas Covenant* eines der größten phantastischen Epen der modernen Zeit geschaffen. Er lebt in New Mexico und schreibt gerade Band acht der Chroniken. Bei Heyne liegen vor: *Die Macht des Rings* (enthält *Der Fluch des Verächters*, *Der Siebte Kreis* und *Die letzte Wallstatt*), *Der Bogen der Zeit* (enthält *Das Verwundete Land*, *Der Einholzbaum* und *Der Ring der Kraft*) sowie *Die Runen der Erde*.

STEPHEN DONALDSON

Die Runen der Erde

Die Chroniken von
Thomas Covenant

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der amerikanischen Originalausgabe
THE RUNES OF THE EARTH
Deutsche Übersetzung von Wulf Bergner

Deutsche Erstausgabe 11/06
Redaktion: Momo Evers
Copyright © 2004 by Stephen R. Donaldson
Copyright © 2006 der deutschen Ausgabe und der Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
www.heyne.de

Satz: Greiner & Reichel, Köln
eISBN 978-3-641-07728-0

Für Jennifer Dunstan –
die Königin meines Herzens

Inhalt

Prolog

»Mein Herz hat Stuben« 11

Erster Teil

»Für dies Werk der Zerstörung auserwählt« 135

Zweiter Teil

»Die einzige Form der Unschuld« 471

Glossar 841



Westlandgebirge

Nordlandebenen

Wald von Grimmerdhore

Schwelgenstein

Hüterstieg

Trothgard

Maert
Weisser Fluss

Lurallin

Grauer Fluss

Seelencrostfluss

Riil

Schwelgenholz

Andelainische Hügel

Letzter Hügel

Mittlandebenen

Würgerkluff

Melenkursion
Himmelswehr

Schwarzer Fluss

Südländebenen

Spaltfelsen

Dichil

Kevisölich

Unheilswinkel

Steinhausen
Dichil

Demmeneck

Oriendor
Korischeu



A. Hancock

Südtliche Einöden





Prolog

»Mein Herz hat Stuben«

Mutters Sohn

Nein, Mr. Covenant«, wiederholte sie zum dritten Mal. »Das kann ich nicht.«

Seit er ihr Büro betreten hatte, wünschte Linden sich, er würde fortgehen, aber er starrte sie an, als hätte er kein Wort verstanden. »Ich sehe das Problem nicht, Doktor Avery.« Seine Stimme weckte in ihr Echos, die an seinen Vater erinnerten: aufblitzende Erinnerungen wie glitzernde Lichtreflexe auf unruhigem Wasser. »Ich bin ihr Sohn. Ich habe das Recht dazu. Und ich bin für sie verantwortlich.« Trotz der Unterschiede zogen sogar seine Gesichtszüge ein Schleppnetz über ihr Herz und brachten Schmerzen und Sehnsüchte mit herauf. »Ihnen bedeutet sie nichts, nur ein Problem, das Sie nicht lösen können. Eine Belastung für den Steuerzahler. Eine Vergeudung von Ressourcen, die Sie nutzen könnten, um jemand anderem zu helfen.« Seine Augen standen etwas zu weit auseinander, sein ganzes Gesicht war zu breit. Das Fleisch von Kinn und Wangen deutete Zügellosigkeit an.

Und trotzdem ...

Hätte er aus Ton bestanden, hätten ein bis zwei rasche Abtragungen mit dem Bildhauerspachtel, eine nur etwas schärfere Linie an beiden Mundwinkeln genügt, um seine Wangen streng wie die eines Propheten zu machen. Ein Zusammenkneifen wie von altem Leid in den Augenwinkeln; ein wenig grauer Staub, um sein Haar um Jahre älter erscheinen zu lassen. Die Augen selbst hatten genau die richtige Farbe, eine unruhige Färbung wie eine Schattierung von Wahnsinn oder prophetischer Gabe. Oh, er hätte sein Vater sein können, wäre er nicht so jung und nicht gezeichnet gewesen. Hätte er jemals einen Preis zahlen müssen, der so maßlos war wie der, den sein Vater hatte zahlen müssen ...

Jedenfalls war er hartnäckig genug, um Thomas Covenant sein zu können.

Er schien ihr in einem Dunst aus Erinnerungen gegenüberzusetzen, sie an den Mann zu erinnern, den sie geliebt hatte. An den Mann, der sich voller Angst und Zorn erhoben hatte, um die schwere Bürde seines Schicksals auf sich zu nehmen.

Sie wich dem Blick des jungen Mannes aus und betrachtete die Wände ihres Büros, ohne sie wirklich wahrzunehmen. Bei anderer Gelegenheit hätte die hier herrschende strikte Professionalität vielleicht beruhigend gewirkt. Wie der aufgeräumte Schreibtisch und die massiven Karteischränke schienen ihre gerahmten Diplome für sie zu bürgen. In der Vergangenheit hatten sie ihr manchmal Trost gespendet. Heute jedoch blieben sie wirkungslos.

Wie oft hatte sie Thomas Covenant in den Armen gehalten? Allzu selten; nicht oft genug, um ihren Hunger nach ihm zu stillen. Sie trug noch immer seinen Ehering aus Weißgold an einer Silberkette um den Hals. Er war alles, was ihr von ihm geblieben war.

»Ich kann sie erreichen, Doktor Avery«, fuhr der Sohn mit einer Stimme fort, die zu ausdruckslos war, um die seines Vaters zu sein. »Sie können es nicht. Sie haben es seit Jahren versucht. Ich bin sicher, dass Sie Ihr Bestes getan haben. Aber hätten Sie sie erreichen können, wäre sie jetzt wieder geistig gesund. Es wird Zeit, sie gehen zu lassen. Lassen Sie mich sie mitnehmen.«

»Mr. Covenant«, sagte sie eindringlich, »ich erkläre Ihnen noch mal: Das kann ich nicht. Die Gesetze dieses Bundesstaats erlauben es nicht. Ärztliche Standesethik erlaubt es nicht.«

Ich erlaube es nicht.

Joan Covenant war so unzugänglich, wie ihr Sohn behauptete. Trotz aller nur vorstellbaren Medikamente und Therapien hätte sie ebenso gut katatonisch sein können. Tatsächlich wäre sie ohne ständige Pflege längst gestorben. Aber sie bedeutete Linden Avery keineswegs *nichts*. Glaubte Roger Covenant das wirklich, würde er die Frau, die sich ihm in den Weg stellte, nie verstehen.

Seine Mutter war Thomas Covenants Exfrau. Vor zehn Jahren hatte Linden beobachtet, wie Covenant sein Leben für Joans Leben hingegeben hatte – mit einem Lächeln, um sie zu beruhigen. Dieses Lächeln hatte Lindens Herz aus seinem Versteck gelockt, die schützende Hülle aus Lügen und Verpflichtungen fortgewischt. Manchmal glaubte sie, alles, was sie seither getan hatte, was sie geworden war, habe in diesem Augenblick begonnen. Covenants Lächeln hatte eine Detonation ausgelöst, die sie schlagartig von der Todessehnsucht ihrer eigenen Eltern befreit hatte. Die neue Frau, die aus dieser Explosion hervorgegangen war, hatte Thomas Covenant aus tiefstem Herzensgrund geliebt.

Und um seinetwillen würde sie Joan nicht im Stich lassen.

Trotzdem saß ihr jetzt Roger Covenant an ihrem Schreibtisch gegenüber und forderte die Entlassung seiner Mutter. Wäre sie der Frauentyp gewesen, der die Torheit von Irregeleiteten amüsant fand, hätte sie ihm ins Gesicht gelacht. Woher nahm er nur diese Unverschämtheit?

Teufel, wie kam er überhaupt auf diese *Idee*?

»Tut mir leid.« Offenbar wollte er höflich sein. »Ich sehe das Problem noch immer nicht. Sie ist meine Mutter. Ich bin ihr Sohn. Ich bin bereit, mich um sie zu kümmern. Wie kann das Gesetz das verhindern wollen? Wie können *Sie* etwas dagegen haben, Doktor Avery? Ich verstehe nicht, weshalb sie nicht schon mit mir weggefahren ist.«

Sie wandte sich kurz ab, um aus dem Fenster zu sehen. Es bot einen wenig erhebenden Ausblick auf den Parkplatz, auf dem ihre alte, verrostete Klapperkiste hockte und auf den Tag zu warten schien, an dem ihre Schweißnähte nachgeben würden, sodass sie endlich zu Schrott zusammensacken konnte. Sie hatte den Wagen nur behalten, weil er sie zu ihren ersten Begegnungen mit Thomas Covenant getragen hatte.

Falls Roger nicht gehen wollte, konnte sie doch bestimmt einfach wegfahren? Zu ihrem Auto hinausgehen, den Motor mit Tricks in Gang bringen und zu Jeremiah heimfahren?

Nein. Hätte sie eine Frau sein wollen, die die Flucht ergriff, wenn ihre Arbeit einmal schwierig war, hätte sie sich ein zuverlässigeres Auto kaufen sollen.

Aus alter Gewohnheit hob sie eine Hand, um den harten Kreis von Covenants Ring unter ihrer Bluse zu berühren. Dann wandte sie sich seufzend wieder seinem Sohn zu.

»Ich will versuchen, mich deutlich auszudrücken. Was Sie verstehen oder nicht, ist nebensächlich. Hier geht es um Folgendes: Solange und bis Sie mir eine von einem Richter unterzeichnete gerichtliche Anordnung bringen, dass ich Joan Covenant in Ihre Obhut entlassen soll, bleibt sie, wo sie ist. Ende der Diskussion.« Sie sah ihn erwartungsvoll an. Als er auf den Wink nicht reagierte, fügte sie hinzu: »Das ist das Stichwort für Ihren Abgang, Mr. Covenant.«

Verstehen Sie nicht, dass Sie nicht der einzige Mensch sind, der sich etwas aus ihr macht?

Im Grunde bezweifelte sie, dass Roger Covenant sich überhaupt etwas aus seiner stummen Mutter machte. Seine gleichgültige Art und der schlummernde Wahnsinn oder die prophetische Gabe in seinem Blick vermittelten einen ganz anderen Eindruck.

Er hatte ihr erklärt, er habe Joan nicht schon früher abgeholt, weil er nicht alt genug gewesen sei. Aber gestern sei er einundzwanzig geworden. Nun sei er bereit. Trotzdem hegte Linden intuitiv die Überzeugung, er verfolge irgendeinen geheimen Zweck, der stärker als Liebe oder Fürsorge war.

In seiner unbeirrbaren Hartnäckigkeit erinnerte er sie an einige der glaubwürdigeren Psychopathen, die sie in ihrer Dienstzeit als Chefärztin im *Berenford Memorial Psychiatric Hospital* kennengelernt hatte. Aber vielleicht litt Roger Covenant an keiner schlimmeren Krankheit als hoffnungslosem Narzissmus, was bedeutete, dass er ihr nur die Wahrheit gesagt hatte. Er konnte ›das Problem nicht sehen‹.

Diesmal aber musste etwas in ihrem Tonfall – oder den widersprüchlichen Feuern, die in ihrem Blick aufzuflackern begannen – sein eigenartiges Sendungsbewusstsein durchdrungen ha-

ben. Bevor sie ihm drohen konnte, den Sicherheitsdienst zu verständigen, erhob er sich, als hätte er endlich verstanden.

Augenblicklich erhob sich auch Linden. Nun sah sie, dass er ein bis zwei Zoll kleiner als sein Vater und deutlich stämmiger war. Auch aus diesem Grund würde er niemals jene besondere Hagerkeit, jene scharfe und eklatante Zielstrebigkeit – bar jeder Kompromissbereitschaft oder der Fähigkeit, sich zu ergeben – an den Tag legen, die Thomas Covenant für sie unwiderstehlich gemacht hatten.

Er würde niemals der Mann sein, der sein Vater gewesen war. Er hatte zu viel von seiner Mutter an sich. Seine Haltung verriet ihn: die lichte Schlawfrheit seiner Schultern; die Anspannung, die fehlenden Gleichgewichtssinn kompensierte. Seine Arme schienen ein Grab unendeter Gesten zu sein, vorzeitig abgebrochener Appelle oder Beteuerungen von Ehrlichkeit. Unter all seiner Hartnäckigkeit erahnte Linden Joans Schwäche, unglücklich und im Wesentlichen verraten.

Vielleicht hatten seine wahren Wünsche nichts mit seiner Mutter zu tun. Vielleicht wollte er sich lediglich als seinem Vater ebenbürtig erweisen. Oder ihn ausstechen ...

Als Roger sich erhob, gestand er seine Niederlage jedoch nicht ein. Stattdessen fragte er: »Kann ich sie sehen? Das letzte Mal liegt schon Jahre zurück.« Er bedachte Linden mit einem ungekünstelten Lächeln. »Und es gibt etwas, das ich Ihnen zeigen möchte.«

Trotz ihrer Ungeduld nickte sie. »Natürlich. Sie können sie gleich jetzt besuchen.« Seltsamerweise bekümmerte sie seine offensichtliche Leere, bekümmerte sie um seinetwillen. Thomas Covenant hatte sie gelehrt, dass Unwissenheit – ebenso wie Unschuld – nicht die Kraft besaß, sich vor Unheil zu schützen. Weil Roger nichts verstand, konnte ihn nichts davor bewahren, leiden zu müssen.

Sobald er Joans Not sah, würde seine Verständnislosigkeit ihn für oder gegen sie einnehmen. Auf der anderen Seite konnte ihn diese Erfahrung in beiden Fällen vielleicht dazu bewegen, Linden nicht länger zu belästigen.

Sie nickte und deutete in Richtung Tür. Die Morgenvisite lag schon hinter ihr, und der Papierkram konnte warten; zweifellos brauchten ihre Patienten sie im Augenblick nicht. Im Grunde genommen existierte das *Berenford Memorial* nicht, um seine Patienten zu heilen, sondern um ihnen zu helfen, sich selbst zu heilen.

Auf einmal kooperativ, als hätte er ein wichtiges Zugeständnis erlangt, ging Roger vor ihr hinaus. Sein Lächeln erschien ihr jetzt als bloßer Reflex: ein unbewusster Ausdruck seines Eifers.

Linden schloss die Tür hinter sich und führte ihn durch das Gebäude, in dem sie die Arbeit verrichtete, mit der sie Covenants Platz in ihrem Herzen auszufüllen versuchte. Seinen Platz und den des Landes ...

Unwillkürlich erinnerte sie sich an den Klang von Pechnases Stimme, als er sang:

*Mein Herz hat Stuben,
Die seufzen von Staub,
Und Asche in den Herden.*

Manchmal entmutigte sie der Gegensatz zwischen ihren Erlebnissen mit Thomas Covenant und ihren Jahren im *Berenford Memorial*. Bestimmt ließ sich ihr Kampf gegen die Geisteskrankheit ihrer Patienten nicht mit der Herrlichkeit von Thomas Covenants Kampf um die Erlösung des Landes vergleichen. Trotzdem schluckte sie ihren Kummer hinunter. Der Schmerz solcher Erinnerungen war ihr vertraut, und sie wusste, wie sie damit umgehen musste. Sie führte Roger weiter zu Joans Zimmer.

Ihr Leben hier war nicht minder gut als das, das sie mit Covenant geführt hatte. Es war nur anders. Vielleicht weniger großartig: mehrdeutiger, mit kleineren Triumphen. Aber es genügte.

Ein kurzer Flur führte sie aus dem kleinen Verwaltungstrakt des Krankenhauses und durch die Eingangshalle, vorbei an Maxine Dubroffs Empfangs- und Informationstheke. Maxine arbeitete hier an fünf Tagen in der Woche jeweils neun Stunden lang:

eine ältliche Frau, die wie ein Storch aussah, wie ein Engel lächelte und jeden, der das *Berenford Memorial* betrat, mit nie versiegender Freundlichkeit betreute. Sie war eine Freiwillige, die sich Linden eines Tages einfach angeschlossen hatte, nachdem Linden, die in jeder dritten Nacht in der Notaufnahme Dienst tat, Maxines Ehemann Ernie das Leben gerettet hatte. Sein Pferd hatte ihn mit einem Hufschlag gegen die Brust niedergestreckt; Linden hatte einen Knochensplitter in seiner linken Lunge entdeckt und entfernt. Ernie war genesen, um seinem Pferd bessere Manieren beizubringen, und Maxine stand Linden seither zu Diensten.

Sie lächelte jetzt, als Linden und Roger Covenant die geflieste Eingangshalle durchquerten. Obwohl Linden sich in Rogers Begleitung befand, lächelte sie ebenfalls – weniger engelsgleich als Maxine, aber nicht weniger aufrichtig. Maxine erinnerte Linden daran, dass sie in ihrer Hingabe an ihre Arbeit nicht allein war. Wie Linden und die meisten Mitarbeiter im *Berenford Memorial* fühlte Maxine sich zur Deckung eines Bedarfs verpflichtet, den die County erkannte, aber nicht decken konnte.

Vor zehn Jahren war Joan von einer Gruppe von Leuten, die nach Ansicht der County eindeutig verrückt waren, aus Thomas Covenants Obhut entführt worden. Diese Menschen hatten ihre Armut und Verrücktheit wochenlang offen zur Schau gestellt, indem sie um Essen, Unterkunft und Kleidung gebettelt und die Bürger aufgefordert hatten, Buße zu tun. Eines Nachts – Linden war erst knapp vierundzwanzig Stunden zuvor in der Stadt eingetroffen, um ihre Arbeit im County Hospital anzutreten – hatten sie Joan entführt und Covenant bewusstlos in seinem über und über mit Blut besudelten Haus zurückgelassen.

Sie hatten Joan in den Wald hinter Covenants Haus verschleppt, sich angeschickt, sie bei irgendeinem bizarren Ritual zu ermorden – einem Ritual, dessen Bestandteil es war, dass die Beteiligten ihre Hände in einem eigens dafür entzündeten großen Feuer zu Stümpfen abbrannten. Obwohl niemand außer Linden die Wahrheit wusste, hatte dieses Ritual seinen Zweck erfüllt. Es hatte Covenant auf Joans Spur in den Wald gelockt. Dort hat-

te er ihren Platz eingenommen und war an ihrer Stelle getötet worden.

In dem Leben, das Linden hier in ihrer Welt gelebt hatte, hatte sie Covenant kaum sechsendreißig Stunden lang gekannt.

Nach seinem Tod allerdings hatten die Menschen, die Covenants Selbstopfer arrangiert hatten, in gewissem Umfang zu geistiger Stabilität zurückgefunden. Ihre verkohlten Hände und ausgemergelten Körper waren schrecklich genug gewesen, und die Behandlung dieser Verletzungen hatten die Kapazitäten des County Hospitals aufs Äußerste belastet. Für die Bürger der County aber hatte die Last der psychischen Desorientiertheit sich als schwerer zu tragen erwiesen. Die County hatte sich kollektiv verantwortlich gefühlt.

Die meisten Leute gestanden öffentlich ein, dass sie versäumt hatten, sich um die einsamsten und schwächsten Mitglieder ihrer Gesellschaft zu kümmern. Geistesgestörte Mütter und Väter hätten doch sicherlich nicht nur die eigenen Hände, sondern auch die ihrer Kinder ins Feuer gehalten, wenn ihr Elend nicht von den stabileren Seelen in ihrer Umgebung ignoriert worden wäre? Diese verletzten Männer und Frauen hätten doch sicherlich auf solche Gewalt verzichtet, wenn ihnen ein Ausweg angeboten worden wäre? Selbst wenn noch so viele geisteskranke Prediger sie zum Fanatismus angestachelt hätten, oder? Grausam leidende Kinder nächtelang schluchzen zu hören weckte bei den wohlmeinenden Bürgern der County den Wunsch nach irgendeinem Präventionsmechanismus.

Doch das Gefühl kollektiver Schuld reichte tiefer, als die meisten Leute sich eingestehen wollten. Intuitiv erkannten die Menschen, dass die schrecklichen Ereignisse, die zu Covenants Tod geführt hatten, nie geschehen wären, wenn er nicht gemieden und ausgegrenzt, in die traditionelle Rolle des Leprakranken gedrängt worden wäre. Gewiss, er hatte an etwas gelitten, das die Ärzte als ›Primärform‹ von Hansens Krankheit mit ungeklärter Ätiologie bezeichnet hatten. Auch nach den Maßstäben einer selten vorkommenden Krankheit wie Lepra waren solche Fälle rar,

aber sie traten trotzdem häufig genug auf, um an den Zorn Gottes denken zu lassen – an eine Strafe für Sünden, die so schändlich waren, dass der Sünder davon krank wurde.

Zutiefst verängstigt und voller Abscheu, hatten die Leute Thomas Covenant gemieden; über ein Jahrzehnt lang war er auf der Haven-Farm nur geduldet worden: Er hatte sich nirgends sehen lassen und war nie in die Stadt gekommen, von seinen Nachbarn gemieden und von Barton Littleton, dem County Sheriff, gelegentlich schikaniert worden; er war von Megan Roman, seiner Anwältin, unbehaglich toleriert worden und hatte nur einen Freund gehabt: Doktor Julius Berenford, damals Chefarzt im County Hospital. Tatsächlich hätte der Abscheu der County vor seiner Krankheit Covenant ins Exil getrieben, hätte er nicht einmal einem kleinen Mädchen nach einem Schlangenbiss das Leben gerettet. Außerdem hatte er für die Bedürftigen der County beträchtliche Summen gespendet – von dem Geld, das er mit Romanen über Macht und Schuld verdiente. Deshalb hatte man ihn geduldet. Tatsächlich hatte er so ausgerechnet die Leute unterstützt, die ihm später den Tod gebracht und vermutlich zuvor Joan in den Wahnsinn getrieben hatten.

Dann war er fort gewesen, unwiderruflich, und hatte nur Joan und Linden hinterlassen.

Doktor Berenford glaubte, er sei zu Covenants Lebzeiten zu schweigsam gewesen. Später dann erhob er seine Stimme, und Megan Roman, die von ihrem eigenen schlechten Gewissen angetrieben wurde, griff seine Vorschläge auf. Auch die Wähler und Politiker der County fühlten sich verantwortlicher, als sie hätten zugeben wollen. Sie leisteten Lobbyarbeit im Parlament ihres Bundesstaats; sie erhöhten die Gewerbesteuer; sie beantragten Zuschüsse, und schließlich erbauten sie das *Berenford Memorial Psychiatric Hospital*, das nach Julius benannt wurde, nachdem er eines Nachts vor fünf Jahren friedlich entschlafen war. Dann ernannten sie Linden Avery zur Chefärztin des *Berenford Memorials*, denn sie war die Einzige von ihnen, die Covenant in seinen letzten Stunden begleitet hatte.

Linden leitete eine kleine Klinik mit nur zwanzig Betten, alle in Einzelzimmern. Ihr Mitarbeiterstab bestand aus fünf Krankenschwestern, fünf Krankenpflegern, einem Hausmeister, einem Gebäudetechniker und einer Gruppe von Teilzeitsekretärinnen, zu denen Freiwillige wie Maxine Dubroff kamen. Im *Berenford Memorial* arbeiteten zwei Psychiater. Und eine Internistin – sie selbst – mit Erfahrung in Unfallmedizin und Familienpraxis: Knochenbrüche, Traumata und Augenreizungen ...

Aus der Eingangshalle führte sie Covenants Sohn in die Abteilung ›Intensivpflege‹ hinauf, deren zehn Betten mit Patienten belegt waren, bei denen die Gefahr bestand, dass sie sich selbst verletzten, das Pflegepersonal angriffen oder bei günstiger Gelegenheit wegliefen. Statt jedoch zu Joans Zimmer weiterzugehen, blieb Linden oben an der Treppe stehen und wandte sich Roger zu.

»Bitte noch einen Augenblick, Mr. Covenant. Darf ich Sie etwas fragen?« Wenn er seine Mutter gesehen hatte, würde er ihr vielleicht keine Gelegenheit mehr dazu geben. »Je länger ich darüber nachdenke, desto weniger verstehe ich, weshalb Sie hier sind.«

Auch diesmal schien sein Lächeln reiner Reflex zu sein. »Was gibt es da viel zu verstehen? Sie ist meine Mutter. Warum sollte ich sie nicht sehen wollen?«

»Natürlich«, erwiderte Linden. »Aber worauf beruht Ihr Wunsch, sich um sie zu kümmern? Das kommt nicht so häufig vor, wie Sie vielleicht denken. Das klingt offen gesagt ein bisschen ...«, der Ausdruck, den sie am liebsten benutzt hätte, lautete *de trop*, existenziell beeinträchtigt, »... beängstigend.«

Roger schien sich zu versteifen. »Als ich sie zuletzt gesehen habe«, antwortete er, »hat sie mir erklärt, falls sie versage, müsse ich ihre Stelle einnehmen. Bis gestern hatte ich nicht die Mittel, um das tun zu können.«

Linden hielt unwillkürlich den Atem an, während ihre Magenerven sich verkrampften. »Wobei versagt?«

Vor langer Zeit hatte Joan Thomas Covenant aufgesucht – nein,

nicht aufgesucht, sie war *entsandt* worden –, um ihn Verzweiflung zu lehren. Doch trotz ihrer schrecklichen Zwangslage und ihres Dursts nach seinem Blut hatte sie vollkommen versagt.

»Ist das nicht offenkundig?«, erwiderte Covenants Sohn. »Sie ist hier, nicht wahr? Würden Sie das nicht als Versagen bezeichnen?«

Nein. Einen Augenblick lang stockte Lindens Herzschlag, und während Erinnerungen sie auf gewaltigen Schwingen durchrauschten, fühlte sie sich wie von Furien bedrängt.

Offenbar hatte sie ihre Gefühle nicht verbergen können, denn Roger streckte besorgt eine Hand aus, um ihren Arm zu berühren. »Doktor Avery, alles in Ordnung mit Ihnen?« Dann ließ er seine Hand sinken. »Ich finde wirklich, Sie sollten sie mir mitgeben. Das wäre für alle besser.«

Auch für Sie, schien er zu sagen. Vor allem für Sie.

Ihre Stelle einnehmen.

Vor zehn Jahren war erbitterte Bösartigkeit, die durch all diese in die Flammen gehaltenen Hände, all diese aufgeopferten Schmerzen und das Verströmen von Thomas Covenants Lebensblut genährt wurde, in die Realität von Lindens Leben eingedrungen. Sie hatte Linden in Covenants Kielwasser an einen anderen Ort, in eine andere Dimension der Existenz versetzt. Die im *Berenford Memorial* tätigen Psychiater hätten sie als ›psychotische Episode‹ bezeichnet – als *verlängerte* psychotische Episode. Mit Covenant war sie in ein als ›das Land‹ bekanntes Reich gelangt, in dem sie so vielem Bösen ausgesetzt worden war, dass sie sich nahezu bis zur Unkenntlichkeit verändert hatte. In den dunklen Stunden jener Schicksalsnacht, bevor Julius Berenford sie neben Covenants Leiche gefunden hatte, hatte sie mehrere Monate außerhalb – oder in den Tiefen – ihres eigenen Ichs verbracht und darum gekämpft, die eigenen Schwächen und das Erbe ihrer Eltern zu überwinden, um die Schönheit einer Welt, die nicht dazu bestimmt war, verdorben zu werden, bewahren zu können.

Jetzt schienen Rogers Worte anzudeuten, sie werde das alles noch einmal durchmachen müssen.

Nein. Sie kehrte schauernd zu sich selbst zurück. Das war unmöglich. Sie zuckte vor Schatten, vor Echos zusammen. Rogers Vater war tot. Sie würde kein zweites Mal gerufen werden. Das Land war Thomas Covenants Verderben, nicht ihres. Er hatte sein Leben dafür geopfert, wie er es zuvor für Joan getan hatte, und so war sein Feind, der abwechselnd als a-Jeroth, der Graue Schlächter oder Lord Foul der Verächter bekannte Herr der Finsternis, besiegt worden.

Im Vertrauen darauf unterdrückte Linden ihre Besorgnis und wandte sich wieder Covenants Sohn zu. Auf Rogers versteckte Drohung ging sie nicht ein. Stattdessen fragte sie: »Wie meinen Sie das, dass Sie die ›Mittel‹ haben, um ihre Stelle einzunehmen?«

»Ganz einfach«, antwortete Roger. Er schien sie misszuverstehen, ohne sich dessen bewusst zu sein. »Ich bin jetzt einundzwanzig. Ich bin volljährig. Gestern habe ich das Erbe meines Vaters angetreten.«

»Natürlich«, fügte er hinzu, als könnte Linden das vergessen haben, »hat er alles meiner Mutter hinterlassen. Die Haven-Farm. Seine Tantiemen. Aber sie ist bei der Einlieferung hier als unzurechnungsfähig erklärt worden. Ms. Roman – Sie kennen sie, die Anwältin meines Vaters – hat den Nachlass bisher treuhänderisch verwaltet. Aber jetzt gehört alles mir.« Sein Lächeln zeugte von Selbstzufriedenheit. »Sobald ich Sie dazu überredet habe, sie zu entlassen, werden sie und ich auf der Haven-Farm wohnen. Das wird ihr gefallen. Mein Vater und sie waren dort glücklich.«

Linden unterdrückte ein Ächzen. Thomas und Joan Covenant hatten auf der Haven-Farm gelebt, bis seine Lepra diagnostiziert worden war. Dann hatte sie ihn verlassen, sich von ihm losgesagt, sich von ihm scheiden lassen, um ihren Sohn vor Ansteckung zu schützen. Bestimmt hatte sie geglaubt, das Richtige zu tun. Trotzdem hatte das Wissen um die eigene Schwäche – das Bewusstsein, ihr Treuegelöbnis gebrochen zu haben, als ihr Mann sie am meisten gebraucht hatte – dem Verächter die Möglichkeit gegeben, in ihrer Seele Fuß zu fassen. Ihr Schamgefühl

war fruchtbarer Boden für die Saat von Verzweiflung und Wahnsinn gewesen.

Und als sie bis auf den Drang, das Blut ihres Exmanns zu verzehren, bar jeglichen bewussten Impuls gewesen war, hatte Covenant sie bis zu seinem Ende auf der Haven-Farm gepflegt. Bei der Vorstellung, Joan könnte es ›gefallen‹, wieder dort zu leben, stiegen Linden fast Tränen in die Augen.

Und Roger hatte ihre eigentliche Frage nicht beantwortet.

»Das habe ich nicht gemeint«, stellte sie mit gepresster Stimme richtig. »Sie haben gesagt, sie habe Sie aufgefordert, ihre Stelle einzunehmen, falls sie versage. Jetzt besäßen Sie die Mittel dafür.«

»Habe ich das gesagt?« Sein Lächeln blieb ausdruckslos. »Sie müssen mich falsch verstanden haben. Jetzt kann ich Ihre Stelle einnehmen, Doktor Avery. Ich habe genug Geld, um mich um sie kümmern zu können. Wir haben ein Heim. Und ich kann mir jegliche Hilfe leisten, falls ich welche brauche. Sie ist nicht die Einzige, die versagt hat.«

Linden runzelte die Stirn, um ein leichtes Zusammenzucken zu tarnen. Sie selbst hatte Joan gegenüber versagt; das war ihr bewusst. Sie versagte bei allen ihren Patienten. Aber sie wusste auch, dass ihr Versagen nebensächlich war. Es konnte den Wert oder die Notwendigkeit ihrer selbst gewählten Arbeit nicht mindern. Und sie wusste recht gut, dass sie Roger nicht falsch verstanden hatte.

Sie beschloss abrupt, keine weitere Zeit mehr damit zu vergeuden, ihn auszufragen. Er schien immun gegen alle Befragungsversuche, und er hatte nichts vorzubringen, das sie hätte umstimmen können. Bestimmt würde er gehen, wenn er seine Mutter gesehen hatte. Ohne ihm zu widersprechen, zog sie ihn weiter mit sich zu Joans Zimmer. Auf dem Weg dorthin erklärte sie ihm: »Hier oben sind die unruhigeren Patienten untergebracht. Sie sind nicht notwendigerweise verwirrter oder haben mehr Schmerzen als die Leute im Erdgeschoss. Aber bei ihnen treten unterschiedliche Formen von gewalttätigen Symptomen auf. So haben wir

Ihre Mutter seit ungefähr einem Jahr mit Gurten am Bett fixieren müssen. Davor ...« Linden ersparte sich vorläufig weitere Einzelheiten, indem sie Joans Tür mit der Schulter aufdrückte und Roger ins Zimmer seiner Mutter führte.

Draußen auf dem Flur drängten die typischen Krankenhausgerüche sich weniger auf, aber hier waren sie unverkennbar: eine unausrottbare Mischung aus Betadyne und Blut, scharfen Putzmitteln und Urin, Schweiß, Angst, Bohnerwachs und Narkotika, alles durch eine unerklärliche Beimischung von Formalin unterstrichen. Aus irgendeinem Grund brachte medizinische Betreuung stets dieselben Gerüche hervor.

Im Vergleich zu Einzelzimmern im County Hospital nebenan war das Zimmer recht geräumig. Ein großes Fenster ließ die Art Sonnenschein ein, die fragilen Psychen manchmal half, ihr Gleichgewicht zurückzugewinnen. Das Bett stand mitten im Zimmer. An einer Wand starrte ein schwarzer Fernsehbildschirm von einer drehbaren Wandhalterung herab. Das einzige moderne medizinische Gerät in diesem Zimmer war ein Pulsmonitor, von dem ein dünnes Kabel zu einem Clip am Zeigefinger von Joans linker Hand führte. Wie der Monitor zeigte, war ihr Puls gleichmäßig, unaufgeregt.

Auf dem fahrbaren Nachttisch standen eine Box mit Wattebauschen, eine Flasche mit steriler Kochsalzlösung, eine Dose Vaseline und eine Vase mit bunten Blumen. Die Blumen waren Maxine Dubroffs Idee gewesen, aber Linden hatte sie sofort aufgegriffen. Nun schon seit Jahren ließ sie allen Patienten regelmäßig frische Schnittblumen ans Bett stellen – je leuchtender, desto besser. So bemühte sie sich, ihren Patienten in jeder Sprache, die sie kannte oder sich vorstellen konnte, die Überzeugung zu vermitteln, dass sie sich in guter Obhut befanden.

Joan saß aufrecht im Bett und starrte blicklos die Tür an. Gurte fesselten ihre Handgelenke an die Bettgeländer, waren jedoch so locker, dass sie sich an der Nase kratzen oder ihre Haltung hätte verändern können, wenn sie derlei gewollt hätte.

Sie tat es nie.

Tatsächlich mussten eine Krankenschwester oder ein Pfleger sie aufgesetzt haben. Zum Glück für das Pflegepersonal war Joan eine gefügige Patientin geworden und behielt jede Position bei, in die man sie brachte. Zog man sie auf die Füße hoch, blieb sie stehen. Streckte man sie im Bett aus, lag sie still. Fütterte man sie, schluckte sie. Manchmal kaute sie sogar. Setzte man sie auf die Toilette, schied sie Kot und Urin aus. Aber sie reagierte nicht auf Worte oder Stimmen; sie ließ nicht erkennen, ob sie sich der Menschen, die sich um sie kümmerten, bewusst war.

Ihr Blick war unverändert starr; sie schien kaum je zu blinzeln. Unabhängig davon, ob sie lag oder stand, erkannte ihr leerer Blick weder Fürsorge noch Hoffnung an. Falls sie jemals schlief, tat sie es mit offenen Augen.

Ihre jahrelange Katatonie hatte sie erschütternd gezeichnet. Die Gesichtshaut hing nun schon so lange schlaff auf den Knochen, dass die Muskeln darunter verkümmert waren und ihr einen Ausdruck stummen Entsetzens verliehen. Trotz des von Linden für sie aufgestellten Übungsprogramms, an das die Krankenpfleger sich pflichtbewusst hielten, waren Joans Gliedmaßen erbärmlich abgemagert. Und nichts, was Linden oder das Pflegepersonal tun konnten – nichts von allem, was die von Linden konsultierten Fachleute hatten vorschlagen können –, hatte Joan davor bewahren können, im Lauf der Jahre ihre Zähne zu verlieren. Keine Ernährungsweise, oral oder intravenös, kein Bürsten oder sonstige Pflege konnten den normalen Gebrauch ersetzen, auf den ihr Körper angewiesen war. Tatsächlich war Joan weit stärker gealtert, als ihrem wahren Lebensalter entsprach. Ihr wehrloses Fleisch trug die Last allzu vieler Jahre.

»Hallo, Joan«, sagte Linden wie immer, wenn sie den Raum betrat. Ihr nüchtern zuversichtlicher Tonfall vermittelte die Überzeugung, Joan könne sie hören, obwohl alles dagegen zu sprechen schien. »Wie geht es Ihnen heute?«

Noch immer und trotz allem tat Joans erbärmlicher Zustand Linden in der Seele weh. Eine offene Wunde, etwa in der Größe von Lindens Handfläche, entstellte Joans rechte Schläfe. Eine

lange Serie heftiger Schläge hatten eine tief reichende Prellung hinterlassen, aus der allmählich Blut zu sickern begonnen hatte, als die pergamentartig steife Haut sich dehnte und rissig wurde. Trotz aller Behandlungsversuche lief jetzt ein mit Gelb und Weiß durchsetzter dünner roter Faden über Joans Wange.

Zu Anfang hatte Linden die blutende Prellung mit einem Verband bedeckt, aber der hatte Joan in Raserei versetzt. Sie hatte mit solcher Gewalt um sich geschlagen, dass es schien, die Fesselgurte brächen ihr die Knochen. Jetzt konzentrierte Linden sich darauf, die Häufigkeit der Schläge möglichst zu verringern. Auf ihre Anweisung hin durfte die Wunde bluten: mehrmals täglich gereinigt, dick mit Antibiotika und Salben bedeckt, um die chronische Entzündung zu mildern, aber ansonsten der Luft ausgesetzt. Das schien Joan irgendwie zu beruhigen.

Roger machte auf der Schwelle halt und startete seine Mutter an. Sein Gesicht verriet keine Reaktion. Was immer er fühlte, blieb in seinem Inneren verborgen, in seinem Herzen eingeschlossen. Linden hatte Überraschung, Schock, Entsetzen, Empörung, vielleicht sogar Mitgefühl erwartet, aber Rogers Gesichtszüge gaben keinerlei Hinweis darauf, was er empfand.

Ohne den Blick von Joan zu wenden, fragte er leise: »Wer hat sie geschlagen?«

Das klang nicht zornig. Verdammt, dachte Linden, es klingt kaum interessiert ...

Sie seufzte. »Diese Wunde hat sie sich selbst zugefügt. Deshalb mussten wir ihre Handgelenke fixieren.«

Sie trat ans Bett, griff nach einigen Wattebäuschen, befeuchtete sie mit steriler Kochsalzlösung und tupfte damit behutsam Joans Wange ab. Ohne viel Druck auszuüben, wischte sie vorsichtig das Blut weg, bis sie die nässende Wunde erreichte, und bemühte sich, diese mit weiteren Wattebäuschen zu säubern, ohne Joan dabei Schmerzen zuzufügen.

Linden hätte diese ihr anvertraute Frau ohnehin gewissenhaft betreut; aber ihre Liebe zu Thomas Covenant bewirkte, dass sie Joan besonders sanft und rücksichtsvoll behandelte.

»Das hier hat vor ungefähr einem Jahr angefangen. Bis dahin hatten wir Joan im Erdgeschoss. Sie war so lange völlig passiv, dass wir nie an Selbstgefährdung gedacht hätten. Aber dann hat sie angefangen, sich an die Schläfe zu schlagen. So fest sie nur konnte.«

Fest genug, um eine Hornhaut an den Fingerknöcheln zu bekommen.

»Zu Anfang hat sie es nicht sehr oft getan. Nur alle paar Tage, nicht öfter. Aber das hat nicht lange gedauert. Bald geschah es mehrmals täglich, dann mehrmals stündlich. Wir haben sie hierher verlegt und mit Gurten fixiert. Das schien eine Zeit lang zu nützen, aber als sie aus den Gurten rausgekommen ist ...«

»Rausgekommen?«, fragte Roger plötzlich. »Wie?«

Seit er das Zimmer betreten hatte, sah er erstmals nicht Joan, sondern Linden an.

Sie wich seinem Blick aus, sah aus dem Fenster. Über dem Klotz des benachbarten County Hospitals konnte sie einen Streifen blauen Himmels sehen: ein makellooses, fast leuchtendes Azur. Im Frühjahr erlebte die County manchmal Tage wie diesen, an denen die Luft sie an *Diamondraught* erinnerte und der endlose Himmel weit genug erschien, um alles Leid der Welt in sich aufzunehmen. Heute jedoch gewährte ihr der Himmel nur schwachen Trost.

»Das wissen wir nicht«, gab sie zu. »Wir haben es nie herausbekommen. Meistens passiert es nachts, wenn sie allein ist. Wir kommen morgens herein, finden sie befreit vor. Mit blutender Schläfe. Mit Blut an der Faust. Einige Zeit lang haben wir sie Tag und Nacht überwacht. Dann haben wir Videokameras aufgestellt, alles aufgezeichnet. Soweit wir es beurteilen können, fallen die Gurte einfach von ihr ab. Danach schlägt sie sich, bis wir sie wieder fixieren.«

»Und das tut sie weiterhin?« Rogers Stimme klang drängender.

Linden wandte sich ihm wieder zu. »Nicht mehr so häufig wie früher. Wenn Sie wollen, kann ich Ihnen die Videofilme kopieren lassen. Dann sehen Sie selbst, was passiert. Jetzt tut sie es

pro Nacht nur noch drei- bis viermal. Gelegentlich auch tagsüber, aber nicht oft.«

»Was hat sich geändert?«, fragte er.

Während Linden ihn betrachtete, erinnerte sie sich daran, dass sein Vater alles in seiner Macht Stehende getan hatte, um Joan und sie zu beschützen. Rogers starrer Blick vermittelte den Eindruck, dass er derlei wohl nicht getan hätte.

Lindens Schultern sanken herab, und sie seufzte wieder. »Mr. Covenant, das müssen Sie verstehen. Sie war im Begriff, sich selbst umzubringen. Sie war dabei, Schlag für Schlag Selbstmord zu verüben. Wir haben alles versucht, was uns nur eingefallen ist. Sogar Elektroschocks, die ich verabscheue. In den ersten sechs bis sieben Monaten haben wir ihr eine ganze Apotheke von Sedativa, Tranquilizern, Schlafmitteln, Stimulanzien, Neuroleptika, Beta-Blockern, SSRIs und krampflösenden Mitteln verabreicht – genügend Medikamente, um ein Pferd ins Koma zu versetzen. Nichts davon hat angeschlagen; nichts konnte sie auch nur bremsen. Sie war dabei, sich selbst umzubringen.«

Anscheinend erforderte irgendetwas in ihrem Inneren diese Schläge. Linden hielt es für möglich, dass der alte Feind des Landes in Joans zerrüttetem Verstand einen verzögert wirksamen Zwang wie einen posthypnotischen Befehl zurückgelassen und ihr so befohlen hatte, sich selbst zu töten.

Nicht zum ersten Mal fragte Linden sich, was Sheriff Lytton in der kurzen Zeit, in der Joan in seiner Obhut gewesen war, zu ihr gesagt oder mit ihr angestellt hatte. Als Julius Berenford nach der Ermordung Covenants zur Haven-Farm hinausgefahren war, hatte er dort Joan angetroffen: verwirrt und ängstlich, ohne Erinnerung daran, was passiert war, aber ansprechbar und zu Antworten fähig. Um Covenant und Linden ungestört suchen zu können, hatte er Joan mit Barton Lytton ins County Hospital vorausgeschickt, und als die beiden dort angekommen waren, war Joan geistesgestört gewesen. Linden hatte Lytton natürlich gefragt, was er mit ihr angestellt habe, und nachdrücklich auf Auskunft bestanden, aber er hatte ihr nichts erzählt.

»Und ihr Zustand hat sich weiter verschlimmert«, fuhr Linden fort. »Sie ist hektischer geworden. Hysterisch. Sie hat sich öfter geschlagen. Manchmal hat sie das Essen verweigert, hat tagelang gehungert. Sie hat sich so wütend gegen uns gewehrt, dass drei Pfleger und eine Schwester nötig waren, um sie an einen Tropf zu hängen. Sie verlor Besorgnis erregende Mengen Blut.«

»Was hat sich geändert?«, wiederholte Roger. »Was haben Sie getan?«

Linden zögerte am Rande von Risiken, die sie nicht hatte eingehen wollen. Die Luft in Joans Zimmer schien plötzlich und ohne Vorwarnung unheilschwanger zu sein. Wie viel von der Wahrheit durfte sie diesem unfertigen, törichten jungen Mann offenbaren?

Aber dann gab sie sich entschlossen einen Ruck und beantwortete seine Frage direkt. »Vor einem Vierteljahr habe ich ihr ihren Ehering zurückgegeben.« Ohne seinem Blick auszuweichen, fasste Linden an den Kragen von Joans Nachthemd und zog ihn so beiseite, dass die dünne Silberkette um ihren Hals sichtbar wurde. Am Ende der Kette, noch im Nachthemd verborgen, baumelte ein Ehering aus Weißgold. Joan war so abgemagert, dass sie den Ring an keinem Finger hätte tragen können.

Rogers Lächeln deutete plötzliche Begierde an. »Ich bin beeindruckt, Doktor Avery. Das war offenbar die richtige Therapie. Aber ich hätte nicht gedacht ...« Er verstummte, statt zu sagen, dass er ihr eine derartige Einsicht nicht zugetraut hätte. »Wie sind Sie darauf gekommen? Was hat Sie darauf gebracht?«

Linden, die nun nicht mehr zurückkonnte, zuckte mit den Schultern. »Das ist mir eines Nachts einfach so eingefallen. Ich weiß nicht, wie viel Sie über die letzte Zeit im Leben Ihres Vaters wissen. In den zwei Wochen vor seinem Tod hat er Joan gepflegt.« Auf der Haven-Farm. »Sie war schon nicht mehr bei klarem Verstand, aber es war dennoch anders als jetzt. In gewisser Weise war ihr Zustand viel schlimmer, praktisch rasend. Beruhigen konnte sie nur der Geschmack des Blutes Ihres Vaters. Wenn er sie füttern oder sauber machen musste, hat er sich von ihr krat-

zen lassen, bis er blutete. Konnte sie dann Blut von seiner Haut saugen, war sie fast wieder normal – zumindest für kurze Zeit.« Unter Lindens professioneller Nüchternheit ließ ihr geheimer Zorn sie hoffen, es werde ihr noch gelingen, Roger Covenant zu entsetzen oder zu schockieren. »Jetzt verletzt sie sich selbst, Mr. Covenant. Sie will sich aus irgendeinem Grund Schmerzen zufügen. Sie braucht diese Schmerzen. Ich weiß nicht, weshalb. Als Bestrafung? Für ihre Rolle bei der Ermordung ihres Ehemanns? Es sieht jedenfalls so aus, als bestrafe sie sich selbst. Und sie duldet keinen Verband. Ihr eigenes Bluten scheint sie zu trösten, wie eine Art Wiederherstellung. Es hilft ihr, ein bisschen ins Gleichgewicht zu kommen. Ich habe versucht, mir etwas einfallen zu lassen, das diesen Zustand aufrechterhalten könnte. Wenn Wiederherstellung sie beruhigen konnte, sollte sie mehr davon bekommen. Ihr Ring, das Symbol ihrer Ehe, war das Einzige, was ich ihr zurückgeben konnte.«

An jenem Tag hatte sie Joan die Kette mit ihrem eigenen Ehe-ring voller Beklemmung um den Hals gehängt. Die Sprache dieser Geste hätte so leicht missverstanden werden können; statt als Symbol für Liebe und Zuneigung hätte sie als Erinnerung an Joans Schuld aufgefasst werden können. Aber sobald der Ring ihre Haut berührt hatte, war Joan in ihre vergleichsweise gefü-gige Trance verfallen.

Seit damals hatte Linden oft gefürchtet, sie habe einen schreck-lichen Fehler gemacht: Vielleicht war es genau die Erinnerung an ihre Schuld, die Joan beruhigte; vielleicht bestand ihre Katatonie fort, weil Joan durch den Kontakt mit Weißgold völlig besiegt worden war. Trotzdem hatte sie ihr den Ring nicht mehr abge-nommen. Joans gegenwärtige Trance war alles, was sie noch am Leben erhielt. Ihre gewalttätige Verzweiflung hätte sie nicht mehr sehr viel länger überleben können.

Roger nickte, als finde er Lindens Erklärung völlig vernünftig. »Gut gemacht. Wirklich, ich bin beeindruckt.« Zum ersten Mal, seit Linden ihn kennengelernt hatte – vor kaum einer Stunde –, wirkte er zufrieden. »Ich verstehe, weshalb es Ihnen widerstrebt,

sie in die Obhut eines anderen zu entlassen.« Dann jedoch verfiel er wieder in sein irrationales Drängen. »Aber Sie haben alles getan, was Sie tun konnten. Ihr Zustand wird sich nicht bessern, wenn ich ihr nicht helfe.« Er hob eine Hand, um Lindens Protest abzuwehren. »Es gibt Dinge, von denen Sie nichts wissen. In Bezug auf diese Situation. Und ich kann sie Ihnen nicht erklären. Worte sind nicht...« Er machte eine Pause, dachte nach. »Sie lassen sich nicht einfach in Worte fassen. Dieses Wissen muss man sich verdienen. Und Sie haben es sich nicht verdient. Nicht auf dieselbe Weise wie ich. Passen Sie auf, ich zeige es Ihnen.«

Du solltest ihn aufhalten, dachte Linden benommen. Das geht wirklich zu weit. Trotzdem unternahm sie nichts, um ihn zurückzuhalten, als er sich dem Bett näherte. Roger Covenant hatte etwas an sich, das Lindens längst vergessene Anfälligkeit für Paralyse berührte.

Er setzte sich unbeholfen so dicht neben seine Mutter, wie das Bettgeländer es zuließ, und ein Anflug von Erregung rötete seine Wangen. Seine Atmung beschleunigte sich. Seine Hände zitterten leicht, als er den Gurt an ihrem rechten Handgelenk löste.

Blumen projizierten Farbflecken in Lindens Augen: leuchtend rot und blau, unschuldig gelb. Vor einigen Minuten hätte Linden sie noch genau benennen können; jetzt hatte sie keine Ahnung, wie sie hießen. Der Himmel vor dem Fenster erschien ihr unerreichbar, zu weit entfernt, um irgendeine Hoffnung zu bieten. Der Sonnenschein spendete keine Wärme.

Joan starrte ausdruckslos an Roger vorbei oder durch ihn hindurch. Linden erwartete, dass sie sich wieder schlagen würde, aber das tat sie diesmal nicht. Vielleicht war die Tatsache, dass ihre Hand frei war, noch nicht in ihre unterschwellige Wahrnehmung vorgedrungen.

Roger legte seine Handflächen an Joans Wangen, wölbte sie um ihr schlaffes Fleisch. Sein Zittern konnte er nun nicht mehr verbergen; er schien vor Eifer zu beben, wirkte begierig wie ein vernachlässigter Liebhaber. Unsicher drehte er ihren Kopf in seine Richtung, bis er direkt in die Leere ihrer Augen sehen konnte.

»Mutter.« Seine Stimme bebte. »Ich bin es, Roger.«

Linden biss sich auf die Unterlippe. Alle Luft im Zimmer schien sich um das Bett herum zu konzentrieren, war plötzlich zum Atmen zu dick. In dem Feuer, in dem Joans Entführer ihre rechten Hände verbrannt hatten, hatte sie Augen wie Reißzähne gesehen, die begierig auf den bevorstehenden Mord an Covenant zu warten schienen. Damals hatte sie geglaubt, aus ihnen leuchte Bösartigkeit. Aber jetzt vermutete sie, das Gefühl in ihnen könnte Verzweiflung gewesen sein: eine Leere, die sich nicht ausfüllen ließ.

»Mutter.«

Joan blinzelte mehrmals. Ihre Pupillen zogen sich zusammen. Mit einer Anstrengung, die die Haut ihrer Stirn zu dehnen schien, stellten ihre Augen sich auf ihren Sohn ein.

»Roger?« Die lange nicht mehr gebrauchte Stimme kroch wie etwas Verletztes zwischen ihren Lippen hervor. »Bist du es?«

Plötzlich streng erklärte er ihr: »Natürlich bin ich es. Das siehst du doch.«

Linden wich unwillkürlich einen halben Schritt zurück. Sie schmeckte Blut, fühlte Schmerzen in ihrer Lippe. Rogers Stimme klang hochmütig, ärgerlich, als sei Joan eine Dienstmagd, die ihn enttäuscht hatte.

»Oh, Roger.« Tränen quollen aus Joans Augen; ihre freie Hand tastete ungeschickt nach seiner Schulter, umklammerte seinen Nacken. »Es hat so lange gedauert.« Ihr Gesicht blieb ausdruckslos; seinen Muskeln fehlte die Kraft, das auszudrücken, was sie empfand. »Ich habe so lange gewartet. Das war so schwer. Sorg dafür, dass es aufhört.«

»Lass das Jammern.« Er schalt sie aus wie ein Kind. »So schlimm ist es auch wieder nicht. Ich musste warten, bis ich einundzwanzig war. Das weißt du.«

Wie ...? Linden keuchte. Wie ...?

Wie hatte Roger Joan erreicht?

Wie konnte Joan irgendetwas gewusst haben?

»Ich bin brav gewesen«, versicherte Joan bittend. »Das war

ich.« Ihre brüchige Stimme schien zurückzuzucken und zu seinen Füßen zu kauern. »Siehst du?«

Sie nahm den Arm von seinem Hals und schlug sich mit der Faust an die verletzte Schläfe. Als sie den Arm sinken ließ, waren ihre Knöchel mit frischem Blut beschmiert.

»Ich bin brav gewesen«, sagte sie flehend. »Sorg dafür, dass es aufhört. Ich kann es nicht ertragen.«

»Unsinn, Mutter«, schnaubte Roger. »Natürlich kannst du es ertragen. Das ist deine Aufgabe.«

Aber dann schien er Mitleid mit ihr zu haben, und sein Ton wurde sanfter. »Es dauert nicht mehr lange. Ich habe einiges zu erledigen. Dann Sorge ich dafür, dass es aufhört. Wir sorgen gemeinsam dafür, dass es aufhört.«

Er nahm die Hände von ihrem Gesicht, stand auf und wandte sich Linden zu.

Sowie er das Bett verließ, begann Joan zu kreischen. Es war ein schwacher, schriller Aufschrei, der sich aus ihrer Kehle zu quälen schien wie Gewebe, das über scharfkantiges Glas gezogen reißt. Wie aus Mitgefühl ließ der Pulsmonitor sein schrilles Warnsignal ertönen.

»Sehen Sie, Doktor Avery?«, sagte Roger über das verzweifelte Kreischen seiner Mutter hinweg. »Ihnen bleibt wirklich nichts anderes übrig. Sie müssen sie mit mir gehen lassen. Je früher Sie sie entlassen, desto früher kann ich sie von alledem befreien.«

Nur über meine Leiche, erklärte Linden seinem vieldeutigen Lächeln und seinem ausdruckslosen Blick. Nur über meine Leiche.

Einrichten zur Verteidigung

Hinaus!«, befahl Linden ihm laut. »Sofort.«
Zu ihrem Glück gehorchte er augenblicklich. Hätte er Widerstand geleistet, hätte sie ihn vielleicht geschlagen – nur um zu versuchen, den Ausdruck unerschütterlicher Gewissheit von seinem Gesicht zu tilgen. Sobald sie die Tür von Joans Zimmer hinter sich geschlossen hatte, fuhr sie zu ihm herum. »Sie haben gewusst, dass das passieren würde.«

Joans Kreischen hallte den Flur entlang, wurde von den weißen Bodenfliesen, den kahlen Wänden zurückgeworfen. Ihr Monitor übermittelte seinen Alarm ins Stationszimmer.

Er zuckte mit den Schultern, ließ sich durch Lindens Zorn nicht aus der Ruhe bringen. »Ich bin ihr Sohn. Sie hat mich großgezogen.«

»Das ist keine Antwort«, gab sie zurück, doch noch ehe sie weitersprechen konnte, rief eine Frauenstimme: »Doktor Avery? Was ist passiert?«

Eine Krankenschwester kam den Flur entlanggehastet: Amy Clint. Ihr Gesicht spiegelte Überraschung und Sorge wider.

Roger Covenant lächelte Amy milde an. »Lassen Sie sie ihr Blut kosten«, schlug er vor, als hätte er ein Recht dazu, etwas Derartiges zu sagen. »Das wird sie beruhigen.«

Amy blieb stehen und starrte Linden erschrocken an.

»Ms. Clint ...« Linden wandte ihre ganze Autorität auf, um Amys Schock entgegenzuwirken. »... dies hier ist Roger Covenant. Er ist Joans Sohn. Sein Besuch hat sie aufgeregt.«

»Sie hat nie ...« Die junge Krankenschwester bemühte sich, ihre Reaktion unter Kontrolle zu bringen. Dann sagte sie etwas fester: »Ich habe sie noch nie so schreien gehört.« Joans Gekreisch zerriss noch immer die Luft. »Was soll ich jetzt machen?«

Linden atmete tief durch, meisterte schließlich ihren Zorn. »Tun Sie, was er sagt. Lassen Sie sie ihr Blut kosten.« Um Amys Verwirrung abzumildern, fügte sie hinzu: »Ich erkläre es Ihnen später. Los jetzt!«, drängte sie schließlich, als die Schwester zögerte.

»Sofort, Doktor.« Amy verschwand mit kummervoller Miene in Joans Zimmer und schloss die Tür hinter sich.

Linden wandte sich gleich wieder an Roger. »Sie haben meine Frage nicht beantwortet.«

Noch immer lächelnd, als berühre ihn das Kreischen seiner Mutter nicht im Geringsten, hob er eine Hand, um Linden zum Warten aufzufordern.

Einige Sekunden, nachdem Amy das Zimmer betreten hatte, verstummte Joan plötzlich; ihre abrupt abgebrochenen Schreie hallten wie ein Phantom durch den Korridor nach.

»Sehen Sie, Doktor Avery?«, antwortete Roger. »Ich bin wirklich der Einzige, der sich um sie kümmern kann. Außer mir ist niemand dafür qualifiziert.« Bevor Linden widersprechen konnte, fügte er hinzu: »Ich wusste, was passieren würde, weil ich ihr Sohn bin. Ich kenne ihr Leiden genau. Ich weiß, wie es zu behandeln ist. Sie können es jetzt nicht länger rechtfertigen, sie hier zu behalten.«

»Sie irren sich.« Linden erhob bewusst nicht die Stimme. »Ich kann es nicht rechtfertigen, sie zu entlassen. Was Sie getan haben, war empörend unvernünftig.«

»Ich habe sie erreicht«, wandte Roger ein. »Das ist mehr, als Sie vermögen.«

»Oh, Sie haben sie erreicht, das stimmt«, bestätigte Linden. »Das ist verdammt offensichtlich. Mir gefällt nur das Ergebnis nicht.«

Roger runzelte unsicher die Stirn. »Sie glauben, dass es ihr in ihrer Starre besser geht.« Lindens Reaktion schien ihn ehrlich zu verwirren.

»Ich glaube ...«, begann Linden, dann beherrschte sie sich. Er war keinen Argumenten zugänglich. Etwas ruhiger fügte sie hin-

zu: »Ich glaube, dass sie hier bleibt, bis Sie mir eine richterliche Anordnung vorlegen, die das Gegenteil besagt. Ende der Diskussion. Zum Ausgang ...« Sie zeigte den Korridor entlang. »... geht es dort hinunter.«

In seinem distanzierten Blick schien sekundenlang Ärger aufzuflackern; dann jedoch zuckte er mit den Schultern, und der flüchtige Eindruck verschwand. »Dieses Problem können wir später lösen, Doktor Avery«, sagte er, als zweifle er nicht daran, dass es sich zu seinen Gunsten lösen würde. »Nur noch eine Frage. Können Sie mir sagen, wo der Ehering meines Vaters hingekommen ist?«

Linden erstarrte. In dem Land war Covenants Weißgoldring Symbol und Werkzeug seiner Macht gewesen; damit hatte er wilde Magie gegen den Verräter eingesetzt. Roger wollte mehr als eine Gelegenheit, die Stelle seiner Mutter einzunehmen; er hatte es auch auf die Magie seines Vaters abgesehen.

»Meines Wissens nach hat er ihn immer getragen«, fuhr Roger fort, »aber der Ring ist nicht bei der Leiche gefunden worden. Ich habe Megan Roman und Sheriff Lytton gefragt, aber beide wissen nicht, wo er hingekommen ist. Er gehört jetzt mir. Ich will ihn haben.«

Aus alter Gewohnheit griff Lindens Hand nach dem Ring unter ihrer Bluse. Roger wollte das Weißgold ins Land mitnehmen, um den Bogen der Zeit niederreißen und Lord Foul befreien zu können. Der Verächter hatte seinen Angriff auf die Schönheit der Erde bereits erneuert, und eine schwere Prüfung, an der Linden schon einmal fast zerbrochen war, würde bald von neuem beginnen ...

Nein. *Nein*. Das war unmöglich. Dergleichen Dinge hatten vor zehn Jahren aufgehört, für sie real zu sein. Und trotzdem glaubte sie daran. Oder sie glaubte, Roger Covenant glaube daran. Und wenn er daran glaubte ...

Er bedachte sie mit ausdruckslosem Lächeln.

... dann durfte sie sich nicht anmerken lassen, dass sie seine Absicht durchschaute. Erkannte er, dass sein Vorhaben gefährdet

war, würde er vielleicht etwas tun, das sie nicht verhindern konnte. Unter Umständen hatte sie schon zu viel preisgegeben. Er konnte die altgewohnte Bewegung ihrer Hand wahrgenommen haben. Menschen würden sterben... Linden schluckte, und einen Herzschlag später hatte sie ihren Mut zurückgewonnen. »Ich habe ihn«, antwortete sie fest. Sie wollte sich nicht selbst durch Lügen erniedrigen. Und sie wollte nicht von ihrer Treue zu seinem Vater abrücken. »Ich besitze ihn seit seinem Tod.«

Roger nickte. »Deshalb hat Sheriff Lytton ihn nicht gefunden.«

»Ihr Vater hat ihn mir hinterlassen«, stellte Linden fest. »Ich habe die Absicht, ihn zu behalten.«

»Er gehört mir«, widersprach Roger. »In seinem Testament hat er meine Mutter als Alleinerbin eingesetzt. Gestern habe ich auch den Ring geerbt.«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein, das haben Sie nicht. Er hat ihn mir schon vor seinem Tod geschenkt. Der Ring gehört nicht zu seinem Nachlass.«

In Wirklichkeit hatte Covenant ihr den Ring nicht selbst übergeben; sie hatte ihn an sich genommen, nachdem der Verräter Covenant mit seinem silbernen Feuer getötet hatte. Trotzdem betrachtete sie den Ring so sehr als ihr Eigentum, als sei sie Thomas Covenant mit diesem Schmuckstück angetraut worden.

»Ich verstehe.« Roger runzelte erneut die Stirn. »Das ist ein Problem, Doktor Avery. Ich brauche ihn. Ohne ihn kann ich nicht Joans Stelle einnehmen. Nicht völlig. Und wenn ich ihre Stelle nicht einnehme, wird sie niemals ganz frei.« Dass er so viel preisgab, schien ihm keine Sorgen zu machen. Vielleicht hielt er Linden nicht für scharfsinnig genug, um ihn zu verstehen.

»Aber das ist nicht *mein* Problem«, sagte sie betont. »Wir sind hier fertig. Leben Sie wohl, Mr. Covenant. Zum Ausgang geht es...«

»Ich weiß«, unterbrach er sie. »Immer den Flur entlang. *Doktor Avery*...« Diesmal sprach er ihren Titel verächtlich aus. »... Sie haben keine Ahnung, in was Sie sich einmischen.« Dann wandte er sich ab und stolzierte davon.

Oh, sie hatte eine *gewisse* Ahnung. Obwohl er fähig war, seine Mutter in Aufruhr zu versetzen, verstand er offenbar nichts von der Frau, die seine Gegnerin war. Aber, so schalt sie sich, sie durfte sich nicht einbilden, ihm in irgendeiner Beziehung überlegen zu sein. Sie konnte nur vermuten, was er als Nächstes tun würde, musste unbedingt herausbekommen, woher er sein Wissen hatte. Ihr Magen verkrampfte sich, als sie Joans Zimmer betrat, um Amy Clint die Situation zu erklären, so gut sie es eben konnte.

*

Als sie in ihr Büro zurückkehrte, war ihre Entschlossenheit gefestigt, hatte Formen angenommen. Sie durfte sich nicht in Roger Covenants verrückte Pläne – wie immer sie aussehen mochten – hineinziehen lassen. Sie hatte sich hier ein Leben geschaffen, das Verpflichtungen mit sich brachte: Menschen, denen sie zu dienen und die sie zu lieben beschlossen hatte, waren auf sie angewiesen. Und Joan hatte Besseres verdient als irgendwas, das ihr Sohn ihr antun konnte. Linden beschloss, Roger zu stoppen, noch ehe er seine Pläne weiter verwirklichen konnte. Um das tun zu können, musste sie mehr über ihn in Erfahrung bringen.

Außerdem brauchte sie Hilfe. Sie war nicht nur für Joan verantwortlich. Sie hatte weitere Pflichten, weitere Lieben, die sie keinesfalls vernachlässigen durfte.

Sie machte auf ihrem Schreibtisch Platz, zog das Telefon zu sich heran und nahm den Hörer ab.

Als Erstes rief sie Bill Coty an, den freundlichen Alten, der den sogenannten Sicherheitsdienst im County Hospital leitete. Er galt allgemein als harmloser, unfähiger Trottel, aber Linden sah ihn anders. Sie hatte oft vermutet, er könnte einer größeren Herausforderung gewachsen sein, wenn sie auf ihn zukäme. Jedenfalls hatte er sich in der Krise nach Covenants Ermordung nützlich gemacht, als die Ressourcen des Krankenhauses durch Verbrennungsoffer, besorgte Bürger und hysterische Angehörige aufs

Äußerste angespannt gewesen waren. Brechreiz hatte sein charakteristisches Lächeln verzerrt, als er Leute beruhigt oder gefühlt und gleichzeitig das ärztliche Personal gegen Störungen abgeschirmt hatte. Und er konnte auf ein halbes Dutzend freiwilliger ›Sicherheitsleute‹ zurückgreifen – stämmige Kerle, die ins Krankenhaus eilen würden, wenn sie gebraucht wurden.

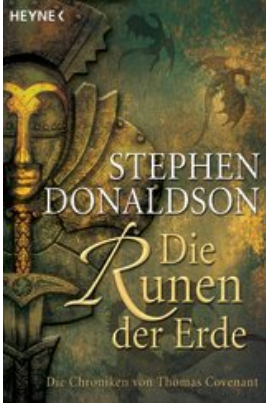
»Ich weiß, dass es merkwürdig klingt, was ich jetzt sage«, erklärte sie ihm, als er sich meldete, »aber ich glaube, dass es hier in der Umgebung einen Mann gibt, der versuchen könnte, eine meiner Patientinnen zu entführen. Er heißt Roger Covenant. Sie erinnern sich an seine Mutter Joan. Er bildet sich ein, sie besser versorgen zu können als wir. Und er scheint sich nichts aus juristischen Feinheiten wie Sorgerechtsfragen zu machen.«

»Die Ärmste...« Coty wirkte einen Augenblick lang unaufmerksam, durch Erinnerungen abgelenkt. Aber dann überraschte er Linden, indem er fragte: »Für wie gewalttätig halten Sie diesen Roger?«

Gewalttätig...? Unter diesem Aspekt hatte sie Joans Sohn bisher nicht betrachtet.

»Das frage ich, Doktor Avery«, fuhr der Alte fort, »weil ich möchte, dass meine Jungs auf ihn vorbereitet sind. Schlägt er nur ein Fenster ein und versucht, sie mitzunehmen, kann jeder von uns ihn daran hindern. Kreuzt er jedoch bewaffnet auf...« Er ließ ein leises, humorloses Lachen hören. »Ich könnte ein paar meiner Jungs bitten, ihre Waffen mitzubringen. Wie Sie natürlich wissen, dürfen wir offiziell keine Schusswaffen tragen. Aber ich möchte keine Wiederholung der Ereignisse vor zehn Jahren erleben.«

Linden beeilte sich, ihre Einschätzung von Roger Covenant zu revidieren. »Ich weiß nicht recht, was ich Ihnen erzählen soll, Mr. Coty. Ich habe ihn erst heute Vormittag kennengelernt. Ich glaube nicht, dass er ganz bei Verstand ist. Aber er hat eigentlich nicht gewalttätig gewirkt.« Außer in seiner emotionalen Brutalität gegenüber seiner Mutter. »Schusswaffen könnten eine Überreaktion sein.«



Stephen Donaldson

Die Runen der Erde

Die Chroniken von Thomas Covenant Bd. 3

eBook

ISBN: 978-3-641-07728-0

Heyne

Erscheinungstermin: Dezember 2011

Dies ist die Geschichte von Thomas Covenant, der auf magische Weise in eine andere Welt versetzt wird – eine Welt, in der sich die Armeen des Guten zur Entscheidungsschlacht gegen den Dunklen Lord rüsten. Und es ist Covenants Aufgabe, diese Armeen zu führen ...

Gewaltiger als Stephen Kings „Der dunkle Turm“, epischer als J. R. R. Tolkiens „Der Herr der Ringe“: Mit den legendären Chroniken von Thomas Covenant hat der amerikanische Autor Stephen Donaldson eines der größten phantastischen Epen der modernen Zeit geschaffen. Der neue, lang erwartete Roman „Die Runen der Erde“ stand monatelang auf den amerikanischen Bestsellerlisten.